

St. Josephsgärtchen.

St. Josephsgärtchen.

Die hl. Familie in Aegypten.

(Fortsetzung.)

Anfangs ging es der hl. Familie in Matarea ganz beschwerlich. Es mangelte hier an gutem Wasser und an Holz. Die Einwohner kochten mit trockenem Gras oder Schilf. Die hl. Familie aß meistens kalte Nahrungsmittel.

Josef erhielt manche Arbeit, er verbesserte die Hütten. Die Leute aber behandelten ihn schier wie einen Sklaven; sie gaben ihm, was sie wollten; bald brachte er etwas für seine Arbeit nach Haus, bald nichts. Die dortigen Einwohner hatten wenig Geschick für das Bauen ihrer Hütten; auch fehlte es an Holz, und wenn ich auch hie und da einen Stamm liegen sah, so merkte ich doch, daß es ihnen an geeignetem Werkzeug mangelte. Die meisten hatten nur Messer von Stein oder Bein, und waren wie Dorfstecher. Josef hatte sein nötigstes Werkzeug mitgebracht.

Die hl. Familie hatte sich bald ein wenig eingerichtet. Josef teilte den Raum sehr bequem durch leichte Flechtwände, er bereitete auch eine ordentliche Feuerstelle und fertigte Schemel und kleinere niedere Tischchen. Die Leute hier aßen alle an der platten Erde.

Sie lebten mehrere Jahre hier, und ich habe allerlei Bilder gesehen aus verschiedenen Lebensjahren des Jesukindes. In der Wand des Gewölbes, wo Maria schlief, sah ich eine von Josef ausgearbeitete Vertiefung, in der die Lagerstatt Jesu war. Maria schlief daneben, und ich habe oft gesehen, wie sie Nachts vor dem Lager Jesu zu Gott betend kniete. Josef schlief in einem anderen Raum.

Ich sah auch einen von Josef eingerichteten Bettort in der Wohnung. Es war in einem abgesonderten Gang. Josef und die hl. Jungfrau hatten ihre besonderen Stellen darin, und auch das Jesukind hatte sein eigenes Winkelchen, wo es betend saß, stand oder kniete. — Die hl. Jungfrau hatte eine Art Altärchen, vor dem sie betete. Ein kleines Tischchen, rot und weiß bedeckt, wurde wie eine Klappe vor einem Fach in der Mauer, welche es gewöhnlich verdeckte, niedergelassen. Es befand sich aber in der Mauervertiefung eine Art Heiligtum. Ich sah kleine Büschchen in felchförmigen Töpfchen. Ich sah ein Ende des Stabes des hl. Josef mit der Blüte, wodurch er im Tempel durch das Los zum Bräutigam Marias erwählt worden war. Es stand dieses Ende in einer anderthalb Zoll dicken Büchse. In einer zweiten durchsichtigen Büchse sah ich etwa fünf weiße Stäbchen von der Dicke starker Struhhalme; sie standen getreuzt wie in der Mitte gebunden und erschienen oben kraus nach Art einer kleinen Garbe.

Auch in Matarea, wo sich die Einwohner mit dem trüben Nilwasser behelfen mußten, sand Maria auf ihr Gebet einen Brunnen. Sie litten anfangs großen Mangel und mußten von Früchten und schlechtem Wasser leben. Josef wollte schon mit seinen Schlüpfchen nach dem Balsamquell in der Wüste ziehen, um mit dem Esel Wasser zu holen, als die hl. Jungfrau auf ihr Gebet durch die Erscheinung eines Engels ermahnt wurde, eine Quelle hinter ihrer Wohnung zu suchen. Ich sah sie über den Wall, worin ihre Wohnung war,

zu einem tiefer gelegenen freien Raum zwischen verfallenen Wällen hinabgehen, wo ein dicker, alter Baum stand. Sie hatte einen Stab, woran eine kleine Schaufel, in der Hand, wie man sie dort häufig auf Reisen trägt, und stach damit bei dem Baume in die Erde, worauf ein schöner, heller Wasserstrahl hervorholte.

Frendig eilte sie, Josef zu rufen, der den Brunnen aufgrabend entdeckte, daß er in der Tiefe schon früher ausgemauert und nur versiegelt und verschüttet gewesen war. Josef stellte ihn wieder her und legte ihn sehr schön mit Steinen aus. Es war bei diesem Brunnen ein großer Stein, schier wie ein Altar, und ich sah, daß Dio b lange vor Abraham in Aegypten war und an diesem Orte wohnte. Er hat den Brunnen gesundet und hat auf dem großen Stein, der hier lag, geopft.

Hier hat die hl. Jungfrau nachher oft in der Sonne die Kleider und Tücher Jesu getrocknet, die sie gewaschen. Dieser Brunnen blieb unbekannt und allein im Gebrauch der hl. Familie, bis Jesus so groß war, daß er allerlei kleine Bestellungen machte, und auch seiner Mutter Wasser holte. Da sah ich einmal, daß er andere Kinder an den Brunnen brachte, und ihnen mit einem hohl gebogenen Blatt zu trinken schöppte. Da die Kinder dies ihren Eltern erzählten, kamen nun auch andere Leute zu dem Brunnen, der jedoch hauptsächlich im Gebrauch der Juden blieb.

Ein Gnadenkind.

(Fortsetzung.)

Ein Ruf ins Kloster.

In ihrem sechzehnten Jahre arbeitete Anna Katharina eines Tages mit ihren Eltern und Geschwistern auf dem Felde. Da — es war gegen drei Uhr nachmittags — läutete in der Klosterkirche der Annunziaten von Koesseld das Glöcklein zur Besper. Wie oft sie auch bei günstigem Wind die Glocke schon gehört hatte, so erfüllte doch diesmal deren Ton sie mit so wunderbarer Sehnsucht nach dem Kloster, daß sie auf dem Punkte war, in Ohnmacht zu fallen. Es war ihr, als rufe eine Stimme: „Geh' ins Kloster, es komme, was da wolle!“ Sie konnte nicht weiter arbeiten und mußte nach Hause gebracht werden.

„Ich sing“, so erzählte sie selbst, „von dieser Stunde an zu kränkeln, mußte mich oft erbrechen und war sehr traurig. Da ich nun immer so sehnd und sorgend herumging, fragte mich meine Mutter, was ich denn nur habe, daß ich so tieffinnig sei? Ich erklärte rund heraus, daß ich ins Kloster wolle. Da wurde sie sehr unwillig und sagte, wie ich nur in ein Kloster kommen wolle, da ich gar nichts besäße und sogar kränklich sei? Sie klagte auch vor dem Vater und beide suchten mir den Gedanten an's Kloster auf alle Weise auszureden. Sie schilderten mir das Leben daselbst als höchst beschwerlich für mich, da ich als ein ganz armes Bauernmädchen verachtet seyn würde. Ich aber erwiderte: „Wenn ich auch nichts habe, so hat doch Gott umso mehr. Er wird es schon zustande bringen.“ Doch ging mir die Weigerung der Eltern so zu Herzen, daß ich noch mehr krank wurde und zu Bett gehen mußte.

In dieser Krankheit sah ich einmal am Mittag, da die Sonne durch das kleine Fenster in mein Räum-

merchen schien, einen heiligen Mann mit zwei Klosterfrauen an mein Bett treten. Sie waren leuchtend, brachten mir ein großes Buch, wie ein Messbuch, und sagten: „Wenn du das Buch durchstudieren kannst, dann weißt du, was zu einer Klosterfrau gehört.“ Ich sagte: „Das will ich schon lesen“, und nahm das Buch auf meine Kniee. Es war Latein, aber ich verstand alles und las sehr fleißig darin. Die Blätter des Buches waren von Pergament und mit roten goldenen Buchstaben beschrieben; auch waren Heilige aus alter Zeit darin abgebildet. Es war gelb eingebunden und hatte keine Schließen. — Ich hatte dieses Buch auch bei mir, als ich ins Kloster kam und las eifrig darin. Hatte ich einen Teil gelesen, so wurde es mir immer wieder weggeführt.“

Dieses geheimnisvolle Buch war kein leeres Sinnbild, sondern eine wirkliche, in Buchform gehaltene Aufzeichnung prophetischen Inhalts. Es handelte vom Wesen und der Bedeutung des Ordensstandes, seiner Stellung und Aufgabe für die Kirche aller Zeitalter. Das Lesen darin war für Anna Katharina ein Schauen des Inhalts in Bildern, zu welchen dessen Worte vor ihrem Auge sich entfaltete. Selbst dann, wenn sie einen Psalm, das Magnifikat oder Benediktus, das erste Kapitel des Johannes-Evangeliums, ein Kirchengebet oder die lauretanische Litanei zu beten pflegte, öffneten sich ihr die Worte wie Samenhüllen, und es stiegen die mannigfachsten Anschauungen ihrer tieferen Bedeutung und ihres geschichtlichen Inhalts vor ihr auf; und so geschah es auch bei diesem Buch. Sie fand bei seiner Lestung als Ziel und Aufgabe des Ordensstandes die Vermählung mit dem himmlischen Bräutigam; aber in diesem allgemeinen Bilde erblickte sie ihren eigenen besonderen Anteil an dieser Aufgabe: die Arbeiten, Mühen, Abtötungen, Überwindungen und Leiden, die ihr bevorstanden, um sie zu erfüllen; und dies nicht allein in Beziehung auf ihre eigene Heiligung, sondern auch in Rücksicht auf die Lage und Bedürfnisse der ganzen Kirche. Anna Katharina war nämlich von Gott zu einem Werkzeuge bestimmt, durch das er in der Zeit des allgemeinen Absfalls und der Verheerung des Weinbergs diese Gnade und alle damit zusammenhängenden Gaben und Wirkungen für die Kirche retten wollte.

Alles, was sie aus diesem Buche der Weissagung lernte, war ein Pflanzen, ein Sammeln, ein Bereiten, ein Erringen, Kämpfen, Mühen und Büßen, dessen Früchte und Erfolg vom himmlischen Bräutigam für die ganze Kirche geordnet wurden. Sie füllte sie in dieses Buch eindringt, um so reicher wurden ihre Anschauungen, und umso vollkommener gestaltete sich darnach ihr ganzes inneres und äußeres Leben. Sie sah und fühlte sich als eine mit dem himmlischen Bräutigam verlobte Braut, die nach ihm sich sehnt, zu dem sie strebt, für den sie mühsam die ganze Ausstattung bereiten muß, während sie dabei durch Mängel, durch Misslingen, durch Verstören, durch Gegenarbeiten immer zurückgesetzt und gestört wird. Diese Bilder waren für sie wie ein Gleichnis, eine Parabel, das Rechte zu tun, das Böse zu meiden oder einer Gefahr auszuweichen, ein Wegweiser, eine Stärke, ein Licht und Trost auf dem geraden Wege zu ihrem gekreuzigten Heilande.

(Fortsetzung folgt.)

Maria hat geholfen.

Von Schw. Pacifica.

Lourdes, 6. Oktober 1908. — Infolge einer Erkältung, die ich mir während der Wintermonate zugezogen, litt ich an hochgradiger Schwerhörigkeit. Nur mit Mühe konnte ich die Befehle meiner Vorgesetzten und die Mitteilungen und Bitten meiner Mitschwestern und der Schulkinder verstehen; oft mußte ich deren Sinn nur erraten, und Missverständnisse aller Art waren dabei an der Tagesordnung. Am meisten aber bedauerte ich, daß ich keine Predigt, keinen Vortrag, und keine geistliche Lestung mehr verstand; auch vom Priester am Altare hörte ich kein Wort. Ich war eben taub, und dieser Zustand, der nicht weniger meiner Umgebung lästig, wie mir selber peinlich war, dauerte nun schon mehrere Monate. Lange hatte man mich auf die warme Jahreszeit vertröstet; der Frühling kam, doch die afrikanische Sonne durfte noch so heiß vom Himmel brennen, ich war und blieb taub. Berggebene versuchte auch unsere gute Krankenschwester, Schw. Bonosa, all' ihre Heilmittel; auch nicht eines wollte Linderung, gejchweige denn volle Heilung des besagten Nebelstandes bringen.

Als alle menschlichen Nebel versagten, verwies man mich an den Himmel. Ich sollte beten, hieß es, Novenen halten und fleißig Lourdeswasser anwenden. Leider hatte ich nun aber auch dafür taube Ohren; es war, als sei ich nicht nur leiblich, sondern auch geistig taub geworden. Ich zweifelte allerdings nicht im geringsten an der Allmacht Gottes, auch nicht an der Kraft der Fürsprache der allereligsten Jungfrau Maria, allein es fehlte mir der Glaube und das Vertrauen, daß sich diese Allmacht und diese Fürbitte auch an mir, einem so armeligen und unbedeutenden Geschöpf, wirksam erweise werde. Anders dachten meine braven Mitschwestern; sie begannen auf den Kai der Schweifer Oberin mit grossem Eifer eine Novene zu unserer hl. Frau von Lourdes. Ich selbst aber, für welche diese Novene gehalten wurde, betete kaum mit; ich fühlte mich innerlich so leer und kalt, daß ich fürchtete, ich könnte nur störend eingreifen und deshalb vorzog, lieber zu schweigen. . . . Die Novene war vorüber, scheinbar ohne Erfolg. Ich hatte auch nichts anderes erwartet; einzelne Schwestern aber beteten dennoch immer in genannter Intention weiter.

Eines Sonntags nun fiel es mir, während ich in der Kirche kniete, besonders schwer, daß ich im Vergleich zu meinen Mitschwestern ein gar so geringes Vertrauen zur Mutter Gottes habe und singe an zu unserer hl. Frau von Lourdes zu rufen als der Hoffnung der Hoffnungslosen und bat sie um Heilung meiner geistigen Taubheit; (die leibliche wollte ich verhältnismäßig gern extra tragen,) auch begann ich in dieser Meinung ganz für mich im Stillen eine neue Novene; sie sollte zugleich eine Art Sühne sein für die erste, mit so geringem Eifer verrichtete.

Schon waren drei Tage dieser zweiten Novene vorüber, und noch immer fühlte ich in mir den Mangel eines recht lebendigen Glaubens und wahren Gottvertrauens. Am vierten Tag wohnte ich wie gewöhnlich der hl. Messe bei; ich hörte vom Priester am Altare keinen Laut. Schon war der hl. Segen gegeben, der Priester (Rev. P. Augustin) betete gerade das Johannis-Evangelium, — da, wie er am Schlusß die Kniee beugt, höre ich ganz laut und ver-

nehmlich die Worte: „et verbum caro factum est“. Im selben Augenblick fühlte ich in beiden Ohren ein Geräusch, als würde plötzlich ein Verschluß hinweggenommen. Ich war geheilt! — Seit jener Stunde höre ich wieder so gut, wie nur je zuvor. Ich brauche wohl nicht hinzufügen, daß seitdem auch meine geistige Taubheit geheilt ist, und daß ich — Gott sei Dank — wieder ein unbegrenztes Vertrauen zur lieben Mutter Gottes gewonnen habe.

Ich veröffentlichte diese Zeilen als kindlichen Dank zu Ehren unserer lieben Frau von Lourdes. Möge Maria, die ruhmreiche Helferin der Christen, auch anderen Bedrängten Hilfe in ihren leiblichen und geistigen Nöten bringen!

Von Pavianen geraubt.

(Fortsetzung.)

Von R. H.

Ich wandte mich an die junge Dame mit der Frage: „Darf ich wissen, welches Ihr geehrter Name ist?“

„Stella“, war die Antwort. „Und Ihr Familienname?“ „Der tut nichts zur Sache. Meines

Leute mit Ausnahme einiger wandernder Buren. Wir leben hier zwischen Schwarzen und Pavianen. Meine einzige Unterhaltung sind die Bücher. Aber sagen Sie mir nun gefälligst auch Ihren Namen. Der Schwarze nannte Sie vorhin Makumasan, doch das kann doch Ihr eigentlicher Name nicht sein.“

Ich erwiderte: „Mein Name ist Allan Quatermain.“ — Da wurde ihr Angesicht bleich, ihre rosigen Lippen öffneten sich, und ihre schönen schwarzen Augen schauten mich mit dem Ausdruck höchster Bewunderung an.

„Ist es möglich, ist es möglich?“ begann sie endlich. „Wissen Sie, mein Herr, ich habe Ihren Namen gar oft gehört. Mein Vater hat mir wiederholt erzählt, wie ein kleiner Junge, Allan Quatermain mit Namen, mir einst das Leben rettete, indem er rasch das Feuer löschte, das mein Kleid ergripen hatte. Sehen Sie — damit zeigte sie auf einen schwachen roten Fleck an ihrem Halse — hier ist noch die Narbe von der Brandwunde.“

„O ich entinne mich dessen noch recht gut. Sie waren als Weihnachtsengel gekleidet und schenkten mir einen Asse. Ja, ich war es, der das Feuer löschte; ich habe mir dabei die Hände gehörig verbrannt.“ — „Das ist Gottes Werk“, erwiderte Stella gerührt. „Sie retteten mir das Leben, als ich noch ein kleines Kind war, und nun habe ich das Ihrige gerettet und das des kleinen Mädchens. Ist es Ihre Tochter?“

„Nein, es ist das eine längere Geschichte; ich will sie Ihnen gleich erzählen.“ „Nun das können Sie auf dem Heimwege tun, denn es ist Zeit, daß wir aufbrechen. Wir brauchen drei Stunden, um dorthin zu gelangen. Hendrika, bringe die Pferde her!“ — Hendrika gehorchte und führte die Pferde zum Bauern heran.

„Nun, Herr Allan“, sprach Stella, „mössen Sie mein Pferd besteigen und der schwarze Mann muß das andere nehmen. Ich selbst will zu Fuß gehen und Hendrika trägt das kleine Mädchen. O sorgen Sie nicht, sie ist stark und trägt es mit Leichtigkeit.“

Hendrika grunzte zustimmend, denn anders kann ich ihre Art zu sprechen. Manchmal grunzte sie wie ein Affe, dann wie ein Buschmann, und zuweilen tat sie beides zugleich und wurde dadurch ganz unverständlich.

Ich wollte gegen Stellas Vorschlag Einwendungen machen, doch es war eine leere Redensart, denn ich glaube, ich wäre zu Fuß keine halbe Stunde weit gekommen. Stella hörte auch gar nicht darauf, ja ließ mich nicht einmal meine Elefantbüchse tragen, sondern nahm sie selbst. So stiegen wir mit einiger Mühe auf, und Hendrika nahm die schlafende Tota in ihre langen, sehnigen Arme.

„Pas auf, daß das Pavianweib nicht mit dem kleinen Mädchen in die Berge entwischt!“ warnte mich Indabasimbi in Kaffrisch.

Unglückslicherweise verstand Hendrika seine Rede. Sie setzte Tota nieder, ihr Gesicht verzog sich zur teuflischen Fratze, ihre rollenden Augen sprühten Feuer und glücklich sprang sie mit affenartiger Geschwindigkeit



Bloemfontein (Südafrika).

Normales Straßebild, (Nach Photographie von Herrn Max Meyer-Reddersburg.)

Vaters Name ist Thomas und unser Heim ist dort drüber am Fuße des großen Berges. Ich war kaum etwas über sieben Jahre alt, als wir mit einem Wagen dort ankamen. Meine eigentliche Heimat ist England und zwar Oxfordshire. Zu Hause will ich Ihnen auf der großen Landkarte genau den Platz zeigen. Er heißt Garsingham.“

Abermals glaubte ich, das Ganze müsse ein Traum sein. „Hören Sie, Fräulein Stella“, erwiderte ich, „das ist auffallend, so auffallend, daß man es kaum für möglich halten kann, denn ich selbst bin vor vielen Jahren aus Oxfordshire hieher gekommen und zwar ebenfalls aus Garsingham.“

Ihr Erstaunen war nicht weniger groß, wie das meine. „Das ist ja prächtig!“ rief sie aus. „Ach, ich habe mich immer gefehlt, einen Landsmann zu sehen. Ich habe, seit wir hier wohnen, nie einen Engländer zu Gesicht bekommen, überhaupt keine weißen

nicht nennen.

Manchmal grunzte sie wie ein Affe, dann wie ein Buschmann, und zuweilen tat sie beides zugleich und wurde dadurch ganz unverständlich.

Ich wollte gegen Stellas Vorschlag Einwendungen machen, doch es war eine leere Redensart, denn ich glaube, ich wäre zu Fuß keine halbe Stunde weit gekommen. Stella hörte auch gar nicht darauf, ja ließ mich nicht einmal meine Elefantbüchse tragen, sondern nahm sie selbst. So stiegen wir mit einiger Mühe auf, und Hendrika nahm die schlafende Tota in ihre langen, sehnigen Arme.

„Pas auf, daß das Pavianweib nicht mit dem kleinen Mädchen in die Berge entwischt!“ warnte mich Indabasimbi in Kaffrisch.

Unglückslicherweise verstand Hendrika seine Rede. Sie setzte Tota nieder, ihr Gesicht verzog sich zur teuflischen Fratze, ihre rollenden Augen sprühten Feuer und glücklich sprang sie mit affenartiger Geschwindigkeit

auf Indabasimbi los. Dieser hatte gerade noch Zeit gefunden, nach der andern Seite hin vom Pferd zu gleiten. Nun waren ihre Rollen vertauscht: Indabasimbi lag kläglich am Boden und Hendrika saß hoch zu Ross! —

„Komm herunter, du Wilde, komm herunter!“ rief ihr Stella zu und stampfte dabei mit dem Fuße. Im Nu schwang sich das seltsame Geschöpf wieder vom Pferde, kroch buchstäblich auf ihre Herrin zu und brach dann weinend in die Worte aus: „Verzeihen, Fräulein Stella, aber Schwarzer mich hat genannt Babylon-Frau“. Sie schnalzte und grunzte ein schauderhaftes Englisch. Stella warnte Indabasimbi, nochmals dieses Wort zu gebrauchen. Dieser versprach Besserung und durfte nun wieder aufsteigen, doch von jener Stunde an war zwischen ihm und Hendrika ewiger Krieg.

Wir brachen also auf, und die Hunde folgten uns. Noch trennte uns ein schmaler Wüstenstreifen vom Abhange des Hügels, dann erreichten wir schönes

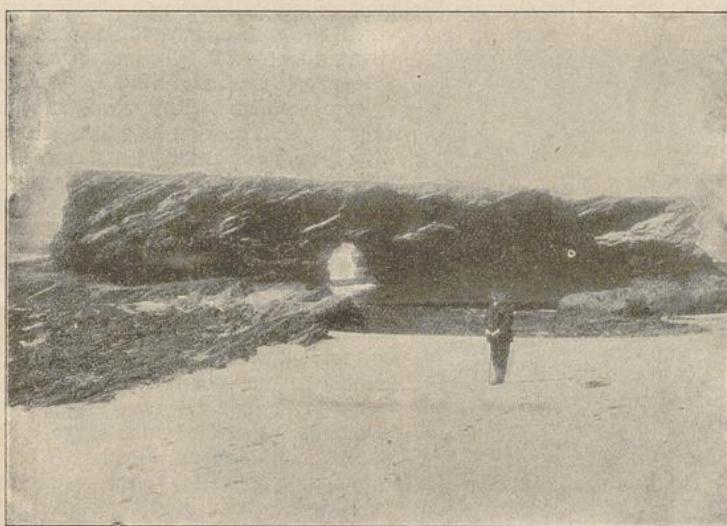
einen Ritt machen und wollte bis Mittag wieder zu Hause sein, da mein Vater krank ist und ich ihn nicht gern so allein lasse. Doch gerade, als ich umkehren wollte, es war ungefähr hier, wo wir jetzt sind — ja, dies war der Strauch —, da sprang ein Bock auf, und die Hunde jagten ihn. Ich folgte ihnen im Galopp, und als wir an den Fluß kamen, durchschwamm der Bock ganz seiner Gewohnheit entgegen den Fluß und wandte sich der Wüste zu. Ich folgte ihm, und ungefähr hundert Schritte von dem großen Baum entfernt, holten ihn die Hunde ein und töten ihn. Hendrika wollte gleich umkehren, ich aber gedachte zuvor im Schatten des Baumes etwas zu rasten; auch wußte ich, daß eine Quelle in der Nähe war. Nun also, wir ritten hin und da sah ich Sie alle wie tot an der Erde liegen. Das übrige wissen Sie. Ja, es ist sehr wunderbar.“

„Das ist es in der Tat, Fräulein Stella; doch sagen Sie mir nun, wer ist denn Hendrik?“ —

Stella wandte sich um, um zu sehen, ob sie nicht in der Nähe sei und begann hierauf: „Ihre Geschichte ist ebenfalls sehr merkwürdig, Herr Allan. Ich will Ihnen alles der Reihe nach erzählen. Sie müssen wissen, daß das Gebirge und das dahinter liegende Land voll von Pavianen ist. Als ein Mädchen von zehn Jahren pflegte ich oft allein in diesen Bergen und Tälern herumzustreifen und beobachtete dabei die Paviane, wie sie zwischen den Felsen spielten. Da gab es nun eine Pavianfamilie, die mein Interesse in hohem Grade erweckte. Der alte Pavian war sehr groß, eines der Weibchen im Gesichte grau, das Mertwürdigste aber war dies, daß sie ein Geschöpf bei sich hatten, das gerade wie ein Mädchen aussah. Es war ganz weiß und bei kaltem Wetter wirkelten es die Alten in eine Pavianshaut. Sie schienen dieses Wesen überhaupt besonders gern zu haben und lassen oft da, die Arme um seinen Hals geschlungen. Fast einen ganzen Sommer hindurch beobachtete ich diesen weißen Pavian, bis mich endlich die

Neugierde überwältigte. Ich wollte ihn bei mir haben und glaubte dies leicht bewerkstelligen zu können, denn ich hatte bemerkt, daß er von den Alten jeden Abend kurz vor Sonnenuntergang mit noch zwei andern, viel kleineren Pavianen in eine Höhle gebracht wurde, während sie selbst fortgingen, auf den Maisfeldern Futter zu holen. Überdies zog ich einen Hottentotten, Hendrik mit Namen, ins Vertrauen. Er sollte den kleinen weißen Pavian in der Höhle aufsuchen und ihn mir nach Hause bringen. Hendrik liebte mich zwar sehr und tat mir vieles zu Gefallen, doch von diesem Plane wollte er lange nichts wissen. Er jagte, die Paviane würden ihn töten. Endlich gelang es mir, ihn mit einem Messer, das vier Klingen hatte, zu bestechen und so brachen wir eines Nachmittags zu der Höhle auf, die nur eine halbe Stunde von unserm Haus entfernt war. Hendrik trug einen aus Zellen hergestellten Sack, um dessen Öffnung ein Strick lief, sodß man ihn fest zusammenziehen konnte.

Wir kamen an den bezeichneten Platz, verbargen



Strand bei Durban (Natal)

mit dem Rest einer Küstenterrasse, ca. 10—12 m hoch, die von einem Brandungstor durchbohrt wird. Im Vordergrund der heutige Küstentreif. (Nach Photographie v. Herrn Max Meyer-Beddersburg.)

Wiesenland, denn es kam hier ein bedeutender Fluß vom Berge herunter. Er floß aber nicht in die Wüste hinaus, sondern wandte sich rechts dem Fuße des Hügels entlang. Wir kamen zu einer Furt. Hendrika schritt, Tota in den Armen haltend, fühlte hindurch, Stella aber sprang wie eine Gämse von einem Felsblock zum andern. Dann ging der Weg um einen schön bewachsenen Vorsprung des Hügels, der, wie ich erfuhr, als Babylon-Cape bekannt war. Natürlich kamen wir nur im Schritt voran. Stella ging eine Weile schweigend neben mir her und sprach dann:

„Erzählen Sie mir, Herr Allan, wie es denn zuging, daß ich Sie sterbend in der Wüste fand.“ — So fing ich also an und erzählte ihr alles. Ich brauchte über eine Stunde dazu; sie hörte mir aufmerksam zu und stellte mir dann und wann eine Zwischenfrage.

„Das ist alles sehr wunderbar“, sagte sie, als sie fertig war, „höchst wunderbar in der Tat. Wissen Sie, ich wollte heute mit Hendrika und den Hunden

uns sorgfältig hinter den Bäumen am Fuße der Bergklippe und beobachteten die Paviane, die lustig umhersprangen, spielten und sich herumbalgten, bis endlich die beiden Alten das weiße und noch drei andere kleine Jungen ergriffen und in die Höhle trugen. Dann kam der alte Pavian heraus, sah sich sorgfältig um und verschwand mit seinem Weibchen hinter der Bergklippe. Der günstige Augenblick war also gekommen! Langsam und vorsichtig krochen wir über die Felsen hinan, näherten uns der Höhle und blickten hinein. Wir fanden die vier kleinen Paviane schlafend; sie kehrten uns den Rücken und hatten sich die Arme gegenseitig um den Hals gelegt; das weiße lag in der Mitte. Nichts konnte für unsrern Plan günstiger sein! Hendrik, der mittlerweile mit allem Eifer bei der Sache war, kroch wie eine Schlange in die Höhle und stülpte die Öffnung des Sackes über den Kopf des weißen Pavians. Das arme Ding erwachte, machte einen herzhaften Sprung und verschwand im nächsten Augenblick in der Tiefe des Sackes. Reich zog nun Hendrik den Strick zu, worauf wir ihn gemeinsam festknötzten, sodass für unsrnen kleinen Gefangenen ein Entrinnen nicht mehr zu denken war. Die andern kleinen Paviane aber stürmten in wilder Eile fort und waren, als wir mit unserer Beute die Höhle verließen, nirgends mehr zu sehen.

„Schnell, schnell fort, Stella!“

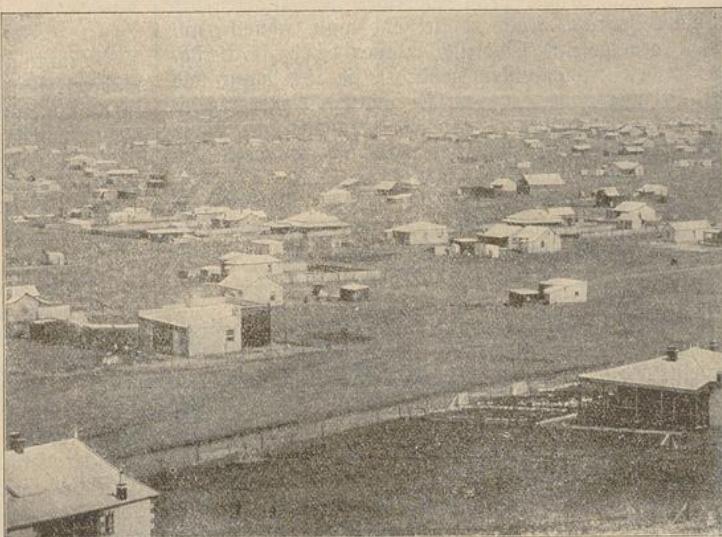
mahnte mich Hendrik. Du wirst sehen, die alten Paviane werden gleich zurückkommen. Mit diesen Worten warf er den Sack über die Schultern und wir eilten aus Leibeskraften davon, unserm Hause zu. Der kleine gefangene Pavian aber zappelte und biß in seinem Sacke wie toll und schrie und brüllte, daß es uns durch Mark und Bein ging.

Noch etwa 300 Schritte mochten wir von unserer Gartenmauer entfernt sein, da hörten wir hinter uns ein wildes Geschrei. Wir sahen um und erblickten nun mit Entsetzen, wie der alte Pavian und ein ganzes Rudel seiner wilden Genossen in mächtigen Sprüngen uns nachgeeilt k'mt! —

„Laufen Sie, Fräulein, laufen Sie!“ schrie mir Hendrik zu. Ich lief wie der Wind und ließ ihn weit zurück. In atemloser Hast stürmte ich in den Garten hinein, wo gerade mehrere Käferarbeiter waren, und schrie so laut ich konnte: „Die Paviane! Die Paviane!“ Schnell ließen die Leute mit den Werkzeugen, die sie eben zur Hand hatten, Hendrik entgegen, den die Paviane schon beinahe eingeholt hatten. Es begann ein wilder Kampf, von dem die Paviane erst abließen, als der Alte tot am Boden lag. Mit wilden Blicken und furchtbarem Geheul zogen sie sich endlich in ihre Berge und Schluchten zurück.

In unserm Kraal ist eine Hütte, wo mein Vater zuweilen Eingeborene einsperre, die sich schlecht betragen

hatten. Sie ist sehr stark und hat ein vergittertes Fenster. Dorthin trug Hendrik den Sack, band ihn auf und rannte dann schlemigst hinaus, die Türe hinter sich schließend. Im nächsten Augenblick war das kleine Ding aus dem Sack und rannte nun wie rasend in der Steinhütte umher. Sie sprang an die Fenstergitter, hielt sich daran fest und stieß mit dem Kopfe daran, daß ihr das Blut übers Gesicht herunter

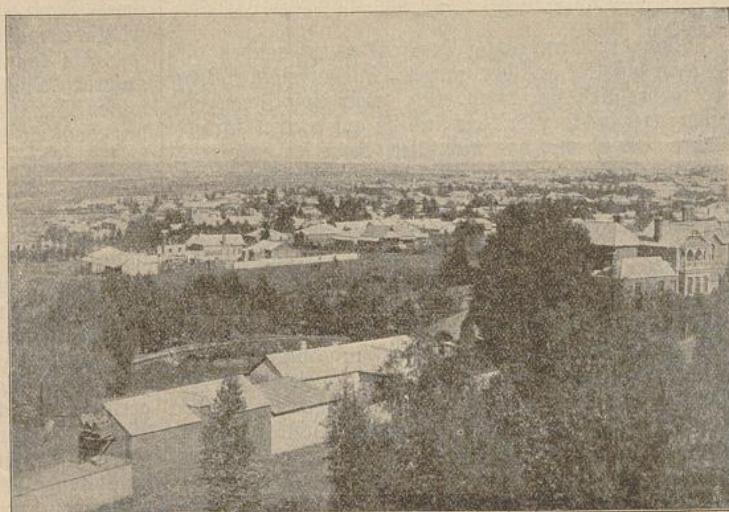


Johannesburg im Jahre 1889.

Von dem Witwatersrand im Norden der Stadt blickt man über das öde Grasland nach Süden.

rann. Dann fiel sie auf die Erde nieder, saß eine Weile da, schrie wie ein Kind und bog sich in jämmerlicher Weise hin und her. Ach, ich wurde darüber so traurig, daß ich selbst bitterlich zu weinen anfing.

Da trat mein Vater hinzu und fragte, was denn all der Lärm zu bedeuten habe? Ich sagte ihm, wir hätten einen jungen weißen Pavian gesangen; er aber wurde ärgerlich und befahl, ihn wieder los zu lassen. Als er aber durch die Gitterstäbe in die Hütte blickte, kannte sein Erstaunen keine Grenzen mehr. „O, das ist kein Pavian“, rief er aus, „das ist ein weißes



Johannesburg im Jahr 1895.

Mädchen, das die Paviane gestohlen und großgezogen haben!"

Nun, Herr Allan, Sie können ja selbst entscheiden, ob mein Vater recht hatte oder nicht. Sie sehen Hendrika — wir nannten sie so nach Hendrik, der sie singt — sie ist trotz ihrer Ähnlichkeit mit einem Affen doch ein Mensch. Allerdings hat sie vieles mit den Pavianen gemein; sie ist sehr stark, kann kräftig klettern und bringt beim Sprechen die Worte nur mühsam heraus. Auch ist sie sehr wild, schnell zum Zornen geneigt und über alle Maßen eifersüchtig. In solchen Augenblicken gebärdet sie sich dann wie toll, ist aber dabei trotzdem so schlau wie nur irgend jemand. Sie ist aber als kleines Kind von den Pavianen gestohlen und von ihnen ernährt worden; daher die auffallende Ähnlichkeit mit ihnen.

Doch zu unserer Geschichte zurück. Mein Vater erklärte, es sei unsere Pflicht, Hendrika auf jede Gefahr hin zu behalten. Das Schlimmste war, daß sie drei Tage lang absolut nichts genießen wollte. Ich fürchtete schon, sie würde sterben, denn die ganze Zeit über saß sie da und jammerte. Am dritten Tag ging ich wieder an die Gitterstäbe des Fensters und hieß ihr eine Tasse Milch und etwas Obst hin. Sie sah es erst lange an, dann trocknend näher, nahm die Milch aus meiner Hand und trank sie gierig, zulegt auch sie auch die Früchte. Von der Zeit an nahm sie willig Nahrung zu sich, aber nur von meiner Hand.

Doch, ich muß Ihnen noch von Hendriks schrecklichem Ende erzählen. Von dem Tage an, da wir Hendrika gesungen hatten, war die ganze Umgegend rings um unser Haus voll von Pavianen, die jeden scharf beobachteten, der hier ein- und ausging.

Eines Tages ging Hendrik, um Arzneikräuter zu suchen, allein in die Berge. Er kam nicht wieder zurück. Am nächsten Morgen gingen unsere Leute hinaus, ihn zu suchen. Bei einem hohen Felsen, den ich Ihnen bald zeigen kann, fanden sie seine zerrißenen und zerstückelten Glieder. In der Nähe lagen vier tote Paviane und sein Assagai. Offenbar hatten ihn die wilden Tiere wieder erkannt und nach heftiger Gegenwehr in Stücke gerissen.

Mein Vater erschrak über die Kunde sehr, dennoch erklärte er, er könne Hendrika nicht fortlassen. Sie sei ein Mensch, und wir hätten die Pflicht, sie zu behalten und zu erziehen; was wir auch mit Freuden taten.

Nach der Ermordung Hendriks verschwanden die Paviane plötzlich aus der ganzen Nachbarschaft. Mehrere Jahre ließ sich kaum einer mehr von ihnen erblicken; erst in jüngster Zeit sind sie auf einmal zurückgekehrt. Es ist mir das nicht lieb, denn ich habe eine tiefe Abneigung gegen die häßlichen Tiere gehabt.

Hendrika aber hatte mich bald recht lieb gewonnen; dennoch ließ sie bei der ersten Gelegenheit fort und kehrte erst am Abend wieder zu uns zurück. Sie hatte die Paviane gesucht und war sehr traurig, als sie dieselben nicht mehr finden konnte. Ich begann, sie zu unterrichten und lehrte sie manches, obwohl sie erst nach geraumer Zeit und nur mühsam reden konnte. Seitdem hat sie mich so lieb, daß sie mich nie mehr verlassen will. Sie bewacht mich wie ein treuer Hund den ganzen Tag und schläft nachts in meiner Hütte auf dem Boden. Einmal rettete sie mir, als ich im Flusse von der Strömung fortgerissen wurde, das Leben. Es steht dennoch ein guter Kern in ihr, doch ist sie sehr eifersüchtig und haßt jeden,

dem sie glaubt, daß ich ihn liebe. Sehen Sie nur, wie wild sie mich anstarrt, weil ich nun mit Ihnen rede."

Ich blickte hin; Hendrika trabte mit dem Kinde auf den Armen nebenher und warf mir von der Seite her wilde, grimmige Blicke zu.

Eine mißglückte Heirat.

Von Br. Noellius, O. C. R.

Mariatal. — Bekanntlich benötigt ein Käffernädchen bei der Hochzeit keine Mitgift; bloß Kopftuch und ein paar Decken nebst Schlafräcken braucht sie mitzubringen, und dies kaufst ihr der eigene Vater. Diese Sitte hat das Gute, daß selbst das ärmste Mädchen, wenn sie nur gesund und kräftig ist, leicht einen Bräutigam findet. Dem gegenüber steht aber ein zweiter Brauch, daß nämlich das Mädchen bei der Verheiratung keine freie Wahl hat, sondern vom Vater einfach an denjenigen verkauft und verschachert wird, der ihm die meisten und fettesten Ochsen dafür bietet. So kommt es, daß nicht selten ein junges, frisches Mädchen von kaum zwanzig Jahren an einen häßlichen, steinalten Käffer verheiratet wird, mag es nun wollen oder nicht; darnach wird einfach gar nicht gefragt. Welche Nebelstände sich daraus ergeben, liegt auf der Hand.

Vor einiger Zeit kam auch hier so ein Fall vor. Ein alter Käffer hätte gern nochmal ein junges Weib genommen; da er jedoch keine Ochsen hatte, mußte ihm seine eigene Tochter, ein Mädchen von 18 bis 20 Jahren, dazu verhelfen. Er durfte sie bloß verheiraten, dann waren ihm zehn Ochsen sicher, und damit konnte er sich wieder ein Weib kaufen. In der Tat stellte sich kurz darauf ein anderer alter Käffer, der von der Sache wahrscheinlich Wind bekommen hatte, ein, bat um die Hand seiner Tochter und bot dafür den üblichen Preis von zehn Ochsen. Das war nun dem sinnlichen Alten gerade Wasser auf seine Mühle. Wohl sträubte sich die Tochter dagegen auf alle Weise, vergebens erklärte sie, sie wolle sich lieber umbringen, als so einen alten ixegu (Greis) heiraten; es half alles nichts. Der Handel wurde einfach abgeschlossen, die Braut, die sich mit Händen und Füßen dagegen wehrte, mit Gewalt in den Kraal ihres Mannes geschleppt, und daselbst eine lärmende, fröhliche Hochzeit gehalten.

Ich kannte dieses Mädchen, denn es war oft zu unserer Mühle gekommen, um Mehl gegen ein gewisses Quantum Mais einzutauschen. Kurze Zeit nach der Hochzeit kam sie wieder und zwar in Begleitung dreier anderer Mädchen aus dem neuen Heim. Sie erhielten ihr Mehl und gingen ruhig ihres Weges weiter. —

Nach etwa zwei Stunden jedoch kamen die drei jungen Mädchen zur Mühle zurück und fragten, ob wir nicht wüßten, wo die Makoti (Braut) wäre? Da wir es verneinten, fingten sie zu weinen an und erzählten uns, sie seien alle vier miteinander zum Propofluss gegangen; dort hätten sie ihre Maisäcklein, da es eben Mittag und sehr heiß war, niedergelegt, etwas geruht und sich im Flusse gewaschen. Dann habe die Makoti zu ihnen gesagt, sie sollten nur langsam weitergehen, sie würde bald folgen. Auf dieses hin seien sie ahnungslos gegangen; da sie ihnen aber nach einer bestimmten Zeit nicht nachgekommen, seien sie zum Flusse zurückgekehrt. Hier hätten sie zwar deren Mais-

säcklein gefunden, von ihr selbst aber hätten sie trotz alles Suchens keine Spur entdecken können. Ja, es sei ihnen sogar der Gedanke gekommen, sie habe sich im Flusse ertränkt, denn sie habe wiederholt erklärt, sie wolle lieber sterben, als mit so einem alten Mann ehelich zusammenleben. —

Die Kunde überraschte uns sehr, doch konnten wir nur schwer an einen Selbstmord glauben, da dies bei Käffern nur äußerst selten vorkommt. Nebrigens schickten wir einen Bruder nebst einigen Arbeitern nach dem Flusse; auch sie konnten von der Vermissten nichts entdecken. Inzwischen brach der Abend herein, und da die Mädchen noch einen weiten Weg nach Haus hatten, gingen sie traurig heim. Am nächsten Morgen begaben sich unsere Arbeiter nochmals an's Suchen; und diesmal entdeckten sie jenseits des Flusses im gehackten Maisfeld frische Spuren, die nach dem benachbarten englischen Städtchen Ixopo zuführten. Das hörte der Vater der Braut, begab sich gleichfalls auf die Suche, und fand seine Tochter schließlich bei Verwandten in der Nähe des Umlimkulu. Da gab's nun eine scharfe Auseinandersetzung, und zuletzt sogar körperliche Misshandlung; das Mädchen aber erklärte: „Vater, du kannst mich totschlagen, doch zu jenem ixegu (alten Mann) geh' ich nicht!“

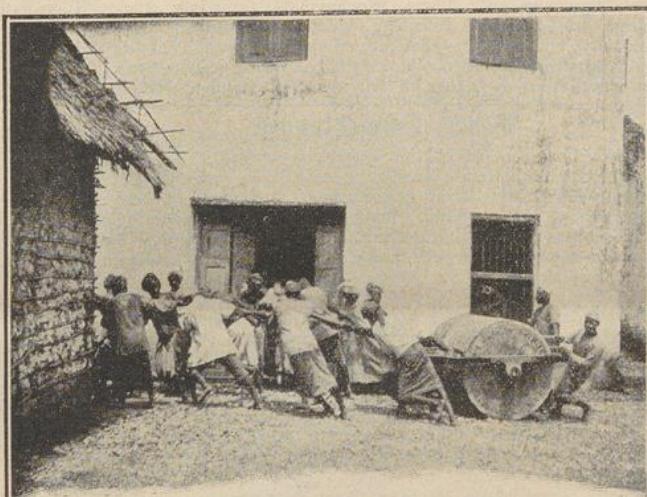
Nun stellte der Bräutigam Klage bei Gericht; denn er wollte nicht umsonst die zehn Ochsen bezahlt haben. Das Mädchen wurde durch einen schwarzen Polizisten geholt, und so kamen sie bei Gericht alle wieder zusammen: Vater, Bräutigam und Braut. Der Richter fragte letztere, weshalb sie ihren Mann verlassen, ob er sie etwa misshandelt habe? Sie sagte, nein, allein sie liebe ihn nicht, und wolle um keinen Preis mit ihm zusammenleben. Da drohte ihr der Richter mit Gefängnis; doch sie erklärte auch hier, man könne sie einsperren und totschlagen, doch zu dem alten ixegu gehe sie nicht. Als nun der Richter sah, daß da mit Drohungen nichts zu machen sei, gab er das Urteil ab, das Mädchen sei frei, der Vater aber müsse die zehn Ochsen wieder an den Bräutigam herausgeben. Dieser schnitt wohl ein dummes Gesicht, denn einerseits war damit sein Plan, sich ebenfalls ein junges Weib zu kaufen, ins Wasser gefallen, und anderseits hatte er gelegentlich der Heirat seiner Tochter schon einen Ochsen verkauft. Doch der Magistrat hatte nun einmal so entschieden, und da war nichts mehr zu wollen.

Leider steht unser Fall nicht vereinzelt da. Wie viele unglückliche Ehen mögen bei den obwaltenden Umständen unter den heidnischen Käffern vorkommen! Daraus möger aber auch unsere geehrten Leser und Leserinnen ersehen, welch' eine Wohltat das Christentum mit seinen weisen und gerechten Gesetzen auch in zeitlicher Beziehung ist. Da sind solche Zustände einfach undenkbar, denn haben auch christliche Eltern bei der Verheiratung ihrer Kinder ein Wort mitzureden, so liegt die endgiltige Entscheidung doch bei der Braut.

Mögen diese Zeilen unsere Leser in dem Vorsatz bestärken, auch fernerhin das schöne Werk der Mission großmütig zu unterstützen, wenigstens mit dem Almosen des Gebetes, falls ihnen Gott die nötigen materiellen Mittel versagt hat. Würde nur jeder unserer Leser und Leserinnen ein einziges Ave Maria in genannter

Intention beten, es bliebe sicherlich nicht ohne großen geistigen Gewinn.

Einen außerordentlich merkwürdigen Fall erzählt die Daily Chronic. Eine Näherin Goodhear in Leeds hatte durch einen Scherz ihr Augenlicht vor etwa 22 Jahren verloren. Eine Kollegin hatte einen Haken an ihrem Stuhl gebunden und zog ihn in dem Augenblick weg, wo sie sich setzen wollte. Dadurch schlug sie mit dem Hinterkopf gegen ein eisernes Rad, und zwar mit solcher Wucht, daß sie bewußtlos blieb. Sie konnte längere Zeit sich nicht erholen und vor allem hatte sie 11 Jahre lang Beschwerden mit den Augen. Sie konnte das volle Tageslicht nicht ertragen und das Gaslicht war ganz besonders unerträglich. Da verlor sie plötzlich auch noch, was ihr an Sehkraft geblieben war. Die Ärzte diagnostizierten einen Schädelbruch, durch den die Sehnen gedrückt seien. Sie meinten, es wäre möglich, daß das Sehen



Strassenbau in Saniabar.

sich wieder einstellte, aber wenig Aussicht sei dafür vorhanden. So blieb sie 12 Jahre blind; allein konnte sie nur im Hause umhergehen. Dabei ereignete es sich nur eines Tages, daß sie eine Stiege herunterfiel. Der Kopf stieß dabei wieder auf die Stelle wie früher. In dem Augenblicke sah die Patientin. Wie man sich denken kann, war sie überwältigt vor Freude. Als der gleiche Arzt sie wiedersah, erklärte er aber, daß leider das Sehen nicht anhalten würde. Durch den Fall seien die Sehnen erschüttert und der Druck etwas befeitigt worden; die Blindheit würde wieder kommen. Wenn er ihr einen gewaltigen Stoß gegen den Kopf versetzen könnte — das könnte er aber nicht — dann wäre es vielleicht möglich, ihr das Sehen wiederzugeben. Unmittelbar nach dem Falle hatte die Patientin ihre Mutter gesehen. Ihr Vater war nicht anwesend. Ihn sah sie auch niemals wieder. Denn schon am nächsten Tage trat wieder die Erblindung ein und blieb weitere 10 Jahre bestehen; währenddessen starb ihr Vater. Und nun fiel die Patientin zu ihrem größten Entsetzen noch einmal die Stiege hinunter, und sie bekam wieder einen fürchterlichen Stoß gegen den Kopf, der ihr stundenlang die ärgsten Schmerzen bereitete. Da — wie ein Blitz zuckte

es vor ihr auf: sie konnte wieder sehen! Und jetzt ist es bereits ein Jahr, daß dieser höchst glücklich verlaufene Unglücksfall eintraf. Das Fräulein sieht gut, sie soll nur nicht lesen und nicht nähen, obgleich sie auch dazu einigermaßen imstande ist.

Antoniusbrot

für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen aus: (Veröffentlichung war versprochen)

Ottenbach, Thann, Kleinhthal, Odenheim, Seebach, Rottenburg a. L., Ravensburg, Kochertürn, Murnau, Herrnthal, Büstviel, Isach, Wallenbüchel, Bonn, Aachen, Lippespringen, Buir, Würzelen, Euchenheim, Meschede, Gelsdorf, Dörnhagen, Tiefels-Bockum, Grevenbroich, Eupen, Hemmerden, Konstanz, Schönberg, Hochheim a. M., Landau (Pfalz), Startern, Bespernbild, Blüthard, Geislar, Eichbach (Pfalz), Oberkirchberg, Olsn, Sandhofen, Rehein, Lindenberg, Altheim, Schönberg, F. B. H., Gablingen, Scheidegg, Schafborn, Ochtrup, Bürten, Hegendorf, Pfaffenst, Selbacherhof, Nagelsberg, Kraiburg, Hettlingen, Melchingen, Weßlack, Großheubach, Nützleheim, Schlatt, Kitzbach, Westheim, Höpfingen, Rauenberg, Scheidegg, Günzburg, Kadelshofen, Nürnberg, Lauf, Röhlungen, Kronach.

Danksagungen

sind eingegangen aus: Düren, Benigumstadt, Geisenbach, Königshofen i. Grbf., Helmstadt, Würzburg, Philadelphia, Segelbach (Provinz Hannover), Schwandorf, Ländesberg, Dornach, Ederen, Lüdenscheid. Durch anhaltendes Gebet zum hl. Herzen Jesu und u. L. Fr. v. Lourdes von einer Gewohnheitsünde an Leib und Seele gerettet. Köln.

Gebets-Empfehlungen.

Erhaltung der Gesundheit. Segen im Geschäft. Abwendung von Unglück. Eine kranke Frau. Ein auf Abwege geratene Sohn. Um gute Dienstboten. Eine schwer geprüfte Familie. Ein Bruder. Eine Witwe um Verdienst. Um glückliche Sterbefunde. Um günstigen Hausverlauf. Geisteskranke. Um brave Hausleute. Um günstigen Hausbau. Um Hilfe in Seelenleiden. Erbchaftsangelegenheit. Um Erhaltung einer guten Stelle. Bekehrung eines Neffen. Glückliche Sterbefunde. Ein krankes Mädchen. Um Gesundheit zweier Eheleute und einer Tochter. Um gutes Examen. Bekehrung eines Mannes. Eine auf Abwege geratene Tochter. Gute Kindererziehung. Bedrängte Jungfrau. Trunksüchtige. Gute erste hl. Kommunion. Glaubenslose. Ein frisches blindes Mädchen. Eine schwachsinnige Schwester. Befreiung von einem schlimmen Lebel. Einige Studenten. Ein Elternpaar um Ergebung in Gottes hl. Willen. Drei Söhne um Bekehrung. Um Erlangung einer guten Stelle. Eine unglückliche Familie. Um Gesundheit zur glücklichen Vollendung der Studien. Um Familienfrieden und um Arbeit zu erlangen. Trunksüchtige. Krante. Gute Geschäftsangst. Glückliche Ehe. Um Kinderseggen. Um Frieden. Ein rückenmarkleidendes Kind. Um glückliche Entbindung. Mehrere Krante. Um Erlangung des Berufes als Krankenpflegerin. Um Seelenfrieden. Um häuslichen Frieden. Ein Kind. Schwere Anliegen. Geisteskranke. Um Verhütung von Selbstmord. Eine verunglückte Tochter. Um Zurückhaltung ausgeliehenem Gelbes. Langjährige Feindschaft. Notleidende Familie. Religiouslose Familie. Glücklicher Ausgang eines Prozesses. Gute Heirat. Fortschritt im Lernen. Eine jährlinge Frau. Um Frieden in der Familie. Ein fast erblindetes Mädchen. Um glückliche Sterbefunde. Augenleidende. Um glückliche Berufswahl. Schwerhörige Kinder. Eine glaubenslose verstorbene Tochter. Glückliche Standeswahl. Um Besserung des Familienvaters.

Memento!

Bon unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Mehrbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Johann Schornagel, Carroll-Iowa. Mrs. M. Malet, Cincinnati-Ohio. Elisabeth Deus, Cincinnati-Ohio. Dr. Fangmann, Petersburg-Neb. Gregor Banse, Bürten (Ww.) Heinrich Steentoff, Geßher. Karl Schulte-Eberhard, Westerholt. Frau Müllers, Baesweiler. Maria Zeyen, Irrel. Albert Schirm, Irrel. Elis Buchauer, Siggenham. Christiana Henni, Obersagen. Franziska Wols-Schindler, Basel. Augusta Leier, Romanshorn. Katharina Schawalder, Widnau. Frau Meyer, Buttisholz. Joie Wild, Regensburg. Agatha Vogel, Weißbrunn. Sebastian Sichtler, Feldwies. Georg Pemler, Feldwies. Anna Kühs, Sillian. Aloisius Garb, Marin Trost. Fanny Maurer, Taufkirchen. Franz Stehring, Stainz. Sr. Exzellens Franz Maria Doppelbauer, Bischof von Linz. Anton

Peham, Amstetten. Philipp Jos. Pichler, Graz. Margaretha Hammer, Zweifelsreith. Herr Feuthner, Eulenberg. Ignaz Kunze, Schluckenau. Elisabeth Gartler, St. Georgen. Michael Schopfer, Murek. Pfr. Joh. Mainka, Lenzenh. Frz. Xaver Kirmaier, Kraiburg. Barb. Eitzenmann, Rothenburg o. T. Herrn J. Grill, Bamberg. Veronika Löffau, Rehagen. Maria Sales, Amerifa. Helena Adams, Trier. Laurenz Schimmer, Würzelen. Elisabeth Grosche, Niedersfeld. Heinrich Abels, Tiefeld. Margaretha Meller, Detoven. Frau Johann Selzner, Eich. Karl Permer, Heidemühle. Frau Dr. Anna v. Szysko, Neustadt. Heinrich Conrad Görsmann, Coblenz-Lützel. Frau Weinbach, Mayen. Frau Heinrichs Blick, Leiden. Wilhelm Reucher, Wiesdorf. Herrn Faust, Niederau. Frau May, Emmerich. Frau J. H. Stoffels, Dahlbenden. Frau Ww. Johann van Raap, geb. Maria Heyßen, Emmerich. Ferdinand Andreas Koup, Pfarrer, Münstermaifeld. Kreszentia Engelhart, Winn. Ad. Lieb, Neutroth. Johann Dentl (großer Wohltäter unserer Mission) Altötting. Margareta Klug, Regina-Winkel, Eissenheim. Georg Pracher, Eggenfelden. Kath. Kellermann, Wilseed. Genovefa Peiffer, Wien. Anna Maria Walter, Planegg. Barb. Wimmelbacher, Heyles. Kath. Medel, Hemhofen. Albertine Letterer, Böhnenbach. Maria und Anna Huber, Heimenthur. Kath. Meyer, Herrheim. August Schreiber sen., Somborn. Michael Bitig, Griesbach. Georg Franz, Großenfels. Therese Lins, Amberg. Josef Schieb, Hegne. Andreas Gleisner, Pfaffenreuth. Eugen Reßbach, Günzburg. G. Ph. Fischer, Dilsberg. Josef Pflanzer, Weßelsdorferberg. Peter Bobine, Bischöfsluck. Melchior Angermann, Mallnitz (Kärnten). Hochw. Mathias Zeilberger, Linz. Chrm. Schw. Maria Norberta Elisabetinerin, Klagenfurt. P. Gottfried Noggler, O. C., Innsbruck. Theres. Jäger, Gnunden. Andreas Konrad, Seibersdorf. Magdalene Mistelberger, Weiz. Michael Kröll, Podgarje. Anna Schötzig, Janernig. Josef Ledersteiner, Trieben. Josef Löffler, Feldbach. Barbara Derler, Weiz. Maria Schwab, Weiz. Heinrich Schmitt, Poppendorf. Elise Goethein, Dösdorf. Louise Kriegert, Ambrosius Lieb, Ottobeuren. Katharina Haas, Radersacker. Schw. M. Pia Freudent, Münsterberg. M. Anna Müller, Langenmühlach. Peter und Babette Fries, Böttigheim. Walburga Dieng, Ratenhöfen. Sabine Raab, Eischenbach. Kreszenz Hörmann, Kempen. Agatha Pfanner, Weiler. Anton Reiner, Herbertingen. Kath. Müller, Geisingen. Jungfrau Maria Schmid, Regensburg. Fr. Kreszenz Jöpf, Schlehdorf. Elisabetha Rupp, Gommersdorf. Walburga Rupp, Commersdorf. Franz Geibel, Lauban. Schw. M. Digna Scheidhammer, Frz. Xav. Redl u. Kreszenzia Dietl, Landau a. Istr. Frau Walburga Falch, Mergentheim. Dr. Stükle, Mergentheim. Katharina Hollner. Theresa Staab, Heinrichsthal. Joseph Endres, Kleinrinderfeld. Prof. Dr. Cron, Straßburg, großer Freund der Mission Mariannhill. Maria Franziska Konrad, Neunkirchen. Johanna Kahler, Frankenstei. Professor Wenzel, Babuschel, Teschen. Wolfgang Ahreiner, Tiefenbach. Jacobina Philippina Weimer, Ramstein. Anton Schwarz, Ottobeuren. Adam Freitag, Vilshofen. Agnes Leier. Frau Steentoff, Geßher. Katharina Bronsting, Gelben. Hubert Preiß, Dieck. Peter Keschel und Margaretha Keschel, Niederbächem. Ludwig Drost, Saltau. Ludwig Radermacher, Aachen. Nicolaus Heck, u. Ludwig Graßmüller, Zbn. Johanna Bessler, Hindelang. Dorothea Neugebauer, Großeibstadt. Michael Kaiser, Altötting (großer Wohltäter). Anna Weber u. Kath. Weber, Edesheim. Therese Mangoldeder, Eggenfelden.

Zur gesl. Notiz. Ende März oder anfangs April reisen wieder Postulanten nach Mariannhill. Bezügl. Anfragen sind zu richten an die Vertretung der Mission Mariannhill.

Vergiß nicht, lieber Leser, das Abonnement zu erneuern!

Wir bitten unsere lieben Leser, wenn sie uns schreiben oder etwas senden, stets die genaue Adresse (Herr, Frau, Fräulein), Wohnort und nächste Post anzugeben und bei Ortswechsel unbedingt auch die frühere Adresse.

Wir sind unsern geehrten Freunden und Gönnern stets dankbar für gütige Zusendung von genauen Adressen wohltätiger Personen, an die wir das Vergißmeinnicht versenden können. Der Name des Einsenders wird nicht genannt.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropf in Würzburg. — Druck und Verlag der Frankischen Gesellschaftsdruckerei Würzburg G. m. b. H.